

Die Neue Welt



Nr. 10

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

IX.

Die Herrschaften würden ersucht, Abends spät sich mehr Musik zu machen," meldete Grete. Sie hatte eben das Frühstück auf den Tisch gesetzt und stand nun in der Thür, den einen Arm in die Seite gestemmt, mit der anderen Hand wohlgefällig die Schürze streichend; das war ihre beliebte Stellung.

Draußen ein grauer Morgen, vielmehr schon Vormittag; kein Sonnenstrahl tänzelte über den Frühstückstisch, die rosa Decke sah fahl aus in der farblosen Beleuchtung. Die Blumen am Fenster ließen die Stiefchen hängen, sie waren noch nicht begossen. Auf dem Teppich unter'm Flügel lag der Weikensstrauch, ein welker Klumpen.

"Was ist los?" fragte Bredenhofer.

"Na, die Herrschaften möchten sich Musik machen," wiederholte Grete. "Um sieben haben sie mir schon rausgeklungelt unten von Rentiers. Er und sie sind schon alt, und die Tochter ist nervenschwach. Was ein anständiges Hans is, da darf doch nach zehne nich so'n Madam mehr sein," setzte sie vorwurfsvoll hinzu und verschwand.

"Also Madam — so so!" Der junge Mann

lachte nervös. "Das ist ja sehr schmeichelhaft für uns! Dein herrlicher Gesang — Madam! Es ist toll." Er fuhr mit der Hand durch's Haar.

Lena streichelte ihn: "Ärgere Dich nicht, Richard — heute nicht, am ersten Morgen, heute nicht!"

Einen Augenblick ließ er sich ihre Lieblosigkeit gefallen, dann schob er die Tasse zurück und sprang auf: "Ich lasse mir das nicht bieten, ich gehe zu den Leuten hinunter; ich kann in meinem Hause machen, was ich will! Ich — da klingelt es, vielleicht haben sie sich wieder zu beklagen. Um Gotteswillen, doch nicht etwa schon Besuch?"

Lena erröthete, sie hatte draußen die Stimme der Mutter erkannt.

Es wurde geklopft.

"Herein!"

Auf der Schwelle stand Frau Langen; sie lächelte, hatte dabei Thränen in den Augen und streckte die Arme nach ihrer Tochter aus. Als sie Lena umhalsste, hatten sich glücklich die Thränen gelockert, sie flossen ihr über die Wangen.

Lena machte ein bestürztes Gesicht — was war denn hier zu weinen? Mit einer gewissen Befangenheit half sie der Mutter ablegen.

Der junge Ehemann trat unschlüssig im Zimmer umher, zog hier an der Decke, rückte dort an einem Möbel; zuletzt stand er am Fenster und zerzupfte gedankenlos eine Hyazinthe. Er fühlte sich ungemüthlich, bei diesen Thränen garnicht am Platz; auch eine Erklärung steckte ihm in den Gliedern,

kalt rieselte es ihm den Rücken herunter, und im Halse spürte er Brennen. Jetzt mußte er niesen und nun husten.

"Um Gotteswillen, Richard!" sagte Frau Langen erschrocken; es war das erste Mal heute, daß sie den Schwiegerjohn direkt anredete. "Nimm Dich mir in Acht! Du bist nicht allzu fest; wie schrecklich für Lena, wenn Du gleich krank würdest!"

"Warum soll ich denn krank werden?" Bredenhofer's Stimme klang ungeduldig. "Liebe Mama, gerade um diese Jahreszeit haben sehr viele Menschen den Schnupfen. Uebrigens, wenn ich krank würde, wäre es Lena's schönste Pflicht, mich zu pflegen." Das Letzte sagte er herausfordernd, er ärgerte sich über seine Schwiegermutter.

"Ach, die Sorgen!" seufzte diese.

Wenige Augenblicke herrschte nun Schweigen.

Der junge Mann trommelte nervös auf die Fensterscheiben, die junge Frau sah von Einem zum Anderen, eine gewisse Unruhe hatte sich auch ihrer bemächtigt.

Die Stube sah wenig nach Freude aus, so unendlich einfach im grauen, mitchternen Tageslicht.

"Wie hübsch die alten Möbel sich hier annehmen!" meinte Frau Langen endlich, aber sie sagte es in einem gewissermaßen vorwurfsvollen Ton.

"Ihr hättet eigentlich das Sopha nicht beziehen zu lassen brauchen, es war noch ganz gut. Aber wie Ihr wollt; junge Leute haben eben ihre eigenen Ansichten. Wäthet Ihr auf diesem Sopha so glückliche Stunden verbringen, wie Dein verstorbener Vater und ich sie darauf verlebten, Lena!" Sie wischte sich die Augen.

"Meine liebe Tochter, möchtest Du glücklich, recht glücklich werden!"

Lena umarmte die Mutter; auch sie war bewegt. Ihr war heute merkwürdig weich zu Sinn, ihr Herz klopfte erregt, und ohne Grund stiegen ihr ab und zu Thränen in die Augen; sie fühlte sich auf einmal so wichtig, so verantwortungsvoll, und sie konnte sich einer gewissen Schwere, die auf ihr lag, nicht erwehren. Trauerte sie um entchwundene Mädchentage? Sie waren doch nicht alle so grau gewesen, wie sie gestern Abend gewöhnt.

"So, nun wollen wir einmal in Deine Klüche gehen," sagte Frau Langen, "Du mußt Dich doch ein Bißchen kümmern."

"Ach, Lena braucht sich nicht um die Klüche zu kümmern!" Bredenhofer trommelte stärker auf die Scheiben. "Dafür ist ja das Mädchen da. Ich will nicht, daß Lena mit erhisten Waden am Stochherd steht oder sich sonst abrauert, das fördert nichts, schadet nur ihrer Stimme. Wenn sie erst eine berühmte Sängerin ist, bringt ihr ein einziger Lieberabend tausendmal mehr ein, als ihr ganzes Wirthschaften im Hause. Und wenn ich mit meinem Buche

'Robert Schumann', halb Roman, halb Biographie, zu Ende bin, halte ich Lena noch ein zweites Mädchen; oder wir ziehen vielleicht in ein Hotel, dann ist sie den Hausstand ganz los."

"Robert Schumann?" Lena spitzte die Ohren.

"Wie schön, o, Du schreibst über meinen Liebling! Davon wußte ich garnichts!" Sie klatschte in die Hände. "Robert Schumann, Robert Schumann! Wann hast Du angefangen, bist Du schon weit?"

"N — ein, noch nicht! Er fiel mir gestern Abend ein, als Du sangst. Aber den Gedanken zu fassen ist die Hauptsache, die Ausführung kommt von selbst; besonders wenn man eine solche Schumann-Interpretin zur Seite hat!" Er sah sie zärtlich an, kam vom Fenster auf sie zu und legte den Arm um ihre Taille. "Meine Lena, Du sollst Alles haben, was Dein Herz begehrt, wenn ich nur erst —"

"Wenn, wenn," unterbrach ihn die Schwiegermutter. "Ja, mein lieber Sohn, da werdet Ihr aber sehr viel Geld brauchen, wenn Lena sich nicht um den Hausstand kümmert. Man kann auch dem besten Mädchen nicht Alles überlassen, und Eure sieht etwas unbescheiden aus; ich hätte sie nicht gemietet, ich sagte es ja auch, aber" — sie seufzte wieder — "junge Leute muß man gewähren lassen! Nur um Eins möchte ich Dich bitten, Lenachen, schreibe bald an Deinen Bruder, heute womöglich noch! Fris wird doch sehr herdenken, und er beunimmt sich so prächtig, so opferfreudig; Ihr dürft das nie vergessen, Kinder!"

Bredenhofer räusperte sich ungeduldig, eine heftige Entgegnung wegen der Opferfreudigkeit des Schwagers schwebte ihm auf den Lippen. Er suchte Lena's Blick; sie hielt die Augen gesenkt, ein gedankenvoller, wie ihm schien, wehmüthiger Zug spielte um ihren Mund. "Gewiß, Mama," sagte er hastig, "Lena mag schreiben, meinethwegen gleich jetzt. Da Lena den Bruder so über Alles zu stellen scheint, bin ich gewiß der Letzte, der ihr in d'ieser Beziehung etwas in den Weg legt." Ein bitteres Lächeln trat auf sein Gesicht und ein leises Vibiren in seine Stimme: "Da ich Lena ja auch so wenig bieten kann, ist es ganz klug, wenn sie sich an den Bruder hält."

"Verständig, sehr verständig von Dir, mein lieber Sohn," sagte Frau Langen. Sie war ganz erleichtert und der frohen Hoffnung voll, doch nach und nach ein gutes Verhältnis zwischen ihren Kindern herzustellen. Seit sich in der letzten Zeit so viel Widerwärtiges durch Lena's Verlobung zugetragen, war der Sohn entschieden in ihrer Liebe aufgerückt; er war so ruhig, so pflichttreu, sie empfand jeden seiner Briefe wie eine Erlösung. Er war doch nun einmal ihr Ältester, das Haupt der Familie; es

war ihr ein Trost, eine Beruhigung, sich an ihn lehnen zu können.

„Ja, Fris ist ein außerordentlicher Mensch,“ nickte sie. „Es freut mich sehr, daß Du das einsehst, lieber Richard!“

Lena sah rasch auf, ihr Mann hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht; sie faßte nach seiner Hand, sie hatte die Bitterkeit, das Vibriren in seinem Ton wohl herausgehört. Es war unglaublich von der Mutter, dies peinliche Thema zu berühren! „Mutter,“ sie hob den Kopf mit einem gewissen Trost, „ich glaube kaum, daß ich heut' zum Schreiben an Fris komme. Es hat ja auch gar keine Eile!“

„Aber, Lena!“ Frau Langen fiel aus allen Himmeln. „Dein Herz treibt Dich nicht dazu? Dann freilich —!“

„Schreibe nur, schreibe!“ Bredenhofers zog die Hand aus der seiner Frau und fuhr sich durch's Haar. „Schreibe sofort!“

Nun war auch der Mutter der gereizte Ton aufgefallen, sie wollte begütigen und wußte doch nicht recht, wie. Verdutzt sah sie von der Tochter auf den Schwiegerohn, vom Schwiegerohn auf die Tochter. Ein peinliches Schweigen zwischen den drei Personen.

Der Ton der Klingel fuhr wie eine Erlösung dazwischen.

„Besuch?“ Frau Langen griff rasch nach ihren Sachen. „Da will ich nicht stören!“ Sie machte Miene, durch die andere Thür zu verschwinden. Das war gewiß Jemand von der Familie, von Allensteins! Sie hatte nicht Lust, mit denen zusammenzutreffen, das Verhältniß war doch etwas gespannt.

„Mutter, bleibe doch!“ Lena hing sich an sie und ließ sie nicht fort; ihr graute plötzlich vor der Schwägerin, es war ihr eine Stütze, die Mutter neben sich zu haben.

Bredenhofers war zur Thür geeilt; eben riß Grete sie auf in der ihr eigenhümlich forschenden Manier: „Frau Doktor Allenstein!“

Susanne rauschte über die Schwelle, sehr elegant gekleidet, einen mächtigen Blumenstrauch vor sich her streckend. „Ich gratulire, ich gratulire,“ sagte sie mit forcirt fröhlicher Stimme, „alles Gute im neuen Heim! Liebe Lena!“ — sie küßte die junge Frau flüchtig auf die Wange, kalt wie Eis waren ihre Lippen — „lieber Richard!“

„Susanne, wie reizend von Dir! Liebe Susi!“ Er küßte die Schwester mit besonderer Zärtlichkeit.

„Ich wollte doch Euer erster Besuch sein, drum — ah!“ Frau Allenstein hatte die Schwiegermutter erblickt, sie versank in eine förmliche Verbeugung — „Gnädige Frau!“

Ebenso steif grüßte Frau Langen wieder; wie unangenehm, nicht einmal eine Viertelstunde mit der Tochter allein sein zu können! Man reichete sich die Fingerspitzen.

Lena hatte die Mutter kaum je so zurückhaltend gesehen; sie hatte keine Ahnung, daß gestern, nachdem sie mit Richard die Hochzeitstafel verlassen, noch manche anzügliche Bemerkung gefallen war. Das Verhältniß der Familien war entschieden nicht gebessert. Ihr wurde heiß und kalt; im Augenblick fiel ihr auch gar nichts ein, was sie hätte sagen können, nicht das geringste Harmlose. So sagte sie nur: „Bitte, Susanne, nimm Platz!“ Sie selbst setzte sich steif hin.

Frau Langen und Frau Allenstein hatten auf dem Sopha Platz genommen; sie waren Beide nicht umfangreich, so dünn jedoch auch nicht, daß solche Lücke zwischen ihnen zu sein brauchte.

„Ist Ihnen der gestrige Tag gut bekommen, gnädige Frau?“ fragte Susanne und kniff dann die Lippen zusammen, als fürchte sie, schon zu verbindlich gewesen zu sein.

„O ja. Und Ihnen?“

„Danke, ebenfalls leidlich.“

„Das freut mich.“

Sie neigten stumm die Köpfe gegen einander. Das war ja eine reizende Unterhaltung. Vor Lena's Augen wurde es dunkel, so war ihr das Blut zu Kopf geschossen. Es zuckte ihr in den Fingern, sie hätte aufspringen, der Schwägerin den

Strauß aus den Händen reißen und vor die Füße werfen mögen: „Da, behalt' Dir Deine Blumen! Jedes Deiner kalten Worte, Dein gezwungenes Lächeln stößt mir das Herz ab!“

Als hätte Frau Allenstein diese Gedanken errathen, so wendete sie sich jetzt ganz an den Bruder: „Mein lieber Richard, nimm diese Blumen als Zeichen meiner Wünsche! Du weißt, wie ich's mit Dir meine.“ Ihre Stimme wurde merkwürdig weich, und ihre Augen glänzten feucht. „Mein geliebter Richard, möchtest Du immer glücklich sein, möchte jede Enttäuschung Dir erspart bleiben!“ Von einem Seufzer begleitet, klangen diese Worte ahnungsschwer.

Lena und ihre Mutter wechselten rasch einen Blick. Frau Langen's feines Gesicht röthete sich vor Unmuth, sie war in der Tochter Seele hinein beleidigt. Sie erhob sich plötzlich. „Es ist jetzt wirklich Zeit, daß ich gehe!“

Bredenhofers hielt sie nicht zurück, auch Lena nicht; diese ungemüthliche, geschraubte Situation war wirklich kaum zu ertragen. Sie gab der Mutter das Geleit; draußen im Korridor flüsterte Frau Langen: „Diese unangenehme, gräßliche Frau! Adieu, mein liebes, mein liebes Kind!“ Sie küßte die Tochter wiederholt; und dann, schon im Hinausgehen: „Ich kann und mag wirklich nicht wiederkommen, wenn die Allenstein da ist; laß mich's lieber vorher wissen. Adieu, mein Kind!“ Noch ein Kuß. „Adieu, mein liebes Kind!“ Wieder ein Kuß, und dann war sie fort.

Lena stand einen Augenblick im dunklen Gang und besann sich. Der mitleidsvolle Ton der Mutter hatte ihr wohl gethan und weh zugleich. War sie denn bemitleidenswerth? Nicht glücklich, glücklich über alle Maßen? Sie rieb sich mit zwei Fingern die Stirn über der Nasenwurzel; die kleine böse Falte mußte weg, die sich da einnistete wollte. Langsam trat sie in die Stube zurück.

Da sah jetzt Richard neben der Schwester auf dem Sopha, hatte den rechten Arm um sie gelegt, den linken streckte er nach Lena aus. „Komm, meine Geliebte, meine süße Frau.“

Susanne lächelte und drohte mit dem Finger: „Ei, ei, so verliebt!“

Sollte das malitios sein? Lena, die gern, ach so gern, dem Ruf ihres Mannes folgen wollte, hielt sich zurück. „Laß nur, Richard,“ sagte sie mit einer angenommenen Gleichgültigkeit, die ihr nicht stand. Vor Der da die zärtlichsten Gefühle bloßlegen? Nein! Ihr weiches Gesicht wurde ernst und streng.

Bredenhofers schien die Verstimmung seiner Frau weiter nicht zu bemerken, er beschäftigte sich angelegentlich mit der Schwester. Jetzt, an diesem großen Wendepunkt seines Lebens, fühlte er doch, wie fest das Band war, das ihn mit ihr verknüpfte. Es war ihm so natürlich, sie an seinem Glücke theilnehmen zu lassen.

„Hat er denn ganz vergessen, was vorgegangen ist, wie sie sich benommen hat?“ fragte sich Lena mit Bitterkeit.

Richard plauderte und plauderte, und Frau Allenstein hörte zu, ein erzwungenes Lächeln auf den Lippen. So schien es wenigstens Lena.

„Nun muß Susanne aber unser ganzes Heim sehen,“ rief der Ahnungslose endlich fröhlich. „Herzchen,“ er nickte seiner jungen Frau zu, „zeige Susanne Deinen Wäschschrank und Deine Küchengeheimnisse, sie kann Dir manchen guten Rath geben. Liebe Susi, hier ist unser Wohnzimmer, und siehst Du, hier“ — Er führte die Schwester am Arm in's Nebenzimmer, seine Stimme verklang hinter der Thür.

Langsam folgte Lena; sie hatte gar keine Lust, sie fühlte Widerwillen, der Schwägerin Alles zu zeigen. „Laß Dir nur nicht in Jedes hineingucken,“ hatte die Mutter gesagt, „das thut nicht gut.“

Richtig, da hatte doch Richard wirklich schon den Schrank im Wohnzimmer aufgerissen und zertrümmert die Gedede und das andere Leinwandzeug hervor! Er strahlte vor Freude, und Frau Allenstein stand dabei, das langgestielte Vorgehen vor die Augen haltend. „Ist das nicht reizend? Findest Du nicht auch, daß wir Alles sehr schön haben?“ fragte er sie jeden Augenblick. Ein ungeheurer Stolz, die erste große Freude leuchtete aus seinen Augen.

„O ja, o ja,“ nickte Frau Allenstein, „sehr nett! Liebe Lena, wirst Du Dich denn aber hier zurechtfinden? Du hast Dich doch nie mit dergleichen beschäftigt. Na, so viel ist's ja nicht! Wißt Ihr aber, Kinder, was Euch noch noth thut? Ihr habt nur ein Gedek zu zwölf Personen; wenn Ihr auch keine Gesellschaften geben werdet, das ist doch zu wenig. Erlaube, liebe Lena“ — sie wendete sich mit wohlwollender Miene zu der jungen Frau — „daß ich Dir noch eins von mir zur Verfügung stelle. Und zweimal Bettwäsche kannst Du auch noch bekommen. Kind, Kind, zerknittere doch die Servietten nicht so — halt!“ Sie legte ihre Hand auf Lena's Arm.

Diese hatte mit zuckenden Fingern das blaue Band, mit dem ein Stoß Servietten zusammengebunden war, auf- und zugeknüpft. Sie hatte eine nervöse Unruhe, sie mußte etwas zwischen den Fingern fühlen.

„O, Susi, Du bist zu gut,“ sagte Richard und küßte der Schwester die Hand. „Aber findest Du denn nicht, daß wir Alles sehr reichlich haben?“ setzte er fast angstvoll hinzu.

Man sah's Frau Allenstein an, sie wollte nicht verlegen; es war ihr peinlich. „O, es genügt vor der Hand vollkommen,“ sagte sie ausweichend.

Richard's strahlende Miene hatte sich umzogen, seine Stimme klang herabgedrückt: „Ja, Du hast Recht, man versteht's eben nicht, wir müßten entschloßener mehr haben.“ Er sah Lena an, ihr glanzloser Blick fiel ihm auf. „Ist Dir etwas, mein süßes Liebchen? Entschuldige, Susanne“ — er schob die Schwester bei Seite — „aber Lena ist müde. Bist Du müde, Lena, mein Engel?“

„Wobon?“ fragte sie mit blassen Lippen. „Ich bitte, Susanne, komm weiter!“

Sie öffnete die Thür zum dritten Zimmer.

„Hier schlafen wir, und da geht es auf den Korridor zur Küche.“

Sie gingen weiter; Frau Allenstein war entschieden guter Stimmung, die wieder vorbrechende Innigkeit des Bruders stimmte sie weich.

Lena zeigte Alles; mit einer müden Gleichgültigkeit zog sie jeden Schub auf und stieß ihn wieder zu. Das interessirte sie Alles so herzlich wenig, und sie mußte doch so thun; am liebsten hätte sie sich da auf den Küchenschemel gesetzt, auf dem jetzt Grete saß und Kartoffeln schälte, und hätte geweint wie ein Kind. Warum eigentlich nur?

Das undefinirbare Parfüm, das Frau Allenstein an sich hatte, reizte ihr die Nerven. Wie ihr Mann, ihr Richard, mit der Schwester sprach! Das machte sie ganz krank. Immer fügte er sich deren energischer Meinung mit einer Geschmeidigkeit, die ihr mißfiel. Als Frau Allenstein das Mädchen unterwies, die Kartoffeln nicht zu dick zu schälen, fuhr auch der junge Hausherr Gretchen an.

Das Mädchen machte ein Gesicht und suchte mit Lena einen Blick zu wechseln. Das gelang ihr nicht; mit offenen Augen, ohne zu sehen, ging Lena umher.

Endlich entschloß sich Susanne zum Abschied; da sie in der Theorie eine vorzügliche Hausfrau war und jetzt, am Schlusse der Saison, nicht mehr täglich Gesellschaften in Aussicht hatte, versprach sie, recht oft zu kommen, um Lena hülfreich zur Seite zu sein. Im Eifer, dem Bruder beizustehen, vergaß sie ganz die eigene schwache Konstitution. Sie umarmte den Bruder und küßte auch Lena.

Ihr Schritt verhallte auf der Treppe. Richard hielt noch die Korridorthür offen und sah ihr nach. Als er sich umwandte, lehnte Lena an der Wand, im verdunkelsten Flur konnte er ihr Gesicht nicht genau erkennen.

„Lena, mein Liebling,“ er breitete die Arme nach ihr aus, „endlich sind wir wieder allein!“

Sie wich ihm aus und ging vor ihm her in die Stube. Er ihr nach — was hatte sie?

Da kauerte sie auf dem drehbaren Stuhl vor ihrem Flügel, hatte die Ellbogen auf die Klaviatur gestemmt, daß die mißhandelten Tasten dumpf wimmerten, und drückte das Gesicht in die Hände.

Im Augenblick war er bei ihr, in überströmender Zärtlichkeit rief er ihren Namen; er war zu Tode erschrocken.

Wie ein Kind, das sich fürchtet, umklammerte

„Sie ihn jetzt und versteckte ihr Gesicht an seinem Halse. „O, ich mag sie nicht,“ schluchzte sie, „ich mag sie garnicht! Wie soll das werden? Sie macht mich krank, sie lähmt mich; ich fühle, wie sie mir hier inwendig Alles knickt.“ Sie schluchzte stärker.

„O, meine Lena, mein Liebling!“ Er küßte ihr die Hände und streichelte ihr die verwirrten Locken. „Was willst Du denn? Was soll ich thun, was willst Du?“

„Und Du hörst so auf sie — meinen Wäschschrank trank sie durch, sie thut, als ob sie hier zu kommandiren hätte — Du läßt Dir Alles gefallen. Da war Amalie noch viel besser!“

„Lena,“ sagte er streng und erschraf doch zugleich über seinen eigenen Ton; der war auch übel angebracht.

Bleich stand sie auf, ihre Thränen waren versiegt. „Da siehst Du's schon, sie tritt zwischen mich und Dich!“

„Das wäre!“ Er starrte sie fassungslos an. „Lena, Unsinn! Sei wieder gut und lieb zu mir — o sieh mich an!“

Sie drehte ihm den Rücken; er sollte nicht sehen, wie es in ihrem Gesicht zuckte und kämpfte, sie schämte sich, daß die Thränen wieder kamen und heiß über ihre Wangen rollten.

„Lena!“

Keine Antwort.

Ihre starren Augen bohrten sich in den einen gleichgültigen Fleck auf der Diele ein — was mochte das für ein Fleck sein? Wie war er entstanden, dunkel und rund? Fett, Tinte?

Hinter ihrem Rücken raschelte es. Nun sah sie sich doch um, es war wie Stöhnen an ihr Ohr gedrungen. Ihr Mann saß auf dem Klavierstuhl, auf dem sie eben gefessen; auch er hatte das Gesicht in die Hände gelegt. Er war traurig. Ein heißes Angstgefühl durchschloß sie — was hatte sie gethan, zürnte er?

„O Richard, sei mir nicht böse!“ Weinend fiel sie ihm um den Hals. „O sei mir gut!“

„Ich bin es — Geliebte, Einzige!“

„Kannst Du mir verzeihen?“

„Verzeih' Du mir!“

„Ach, Richard, es war so schrecklich — Susanne, Susanne!“ — Sie zitterte und schmiegte sich fester an ihn.

„Ja, Du hast Recht! Ich werde es Susanne sagen, einmischen darf sie sich nicht. Kein Mensch darf sich einmischen!“ Seine Stimme steigerte sich in Trost. „Wir brauchen nichts von der Welt, mögen sie Alle bleiben! Nur Du und ich.“

Sie küßte ihn.

„Bist Du glücklich, Lena?“

„Ueber alle Maßen!“

Ihre zarten Lippen preßten sich auf die seinen in einem langen, nicht endenwollenden Kuß.

Er umschlang sie fest mit beiden Armen: „Du bist mein Himmel, meine Seligkeit! Liebst Du mich?“

„Bis in den Tod!“ —

Kein Laut weiter. Sie sahen sich nicht um.

Der Himmel grau, so grau, verhangener mit jeder Minute; ein langes, schwarzes Wolkengebilde daran, das spreizte zerfetzte Flügel. Es drohte, es huschte vorüber, vom heulenden Winde gepeitscht; sein langer Schatten fiel auf's Fenster, daß die Stube düsterer wurde.

„Bis in den Tod,“ flüsterte er und hielt sein junges Weib an's Herz gepreßt.

„Bis in den Tod,“ flüsterte sie mit lächelnden Lippen und schauerte doch dabei; wie mit kalter Hand war's ihr über's Gesicht gestrichen.

(Fortsetzung folgt.)

Schnitzel.

Keiner der Einzelmenschen ist ermächtigt, die Nation als Ganzes zu repräsentiren. Stunisch.

In die Kriegskommission trat ich nur ein, um den Finanzen durch die Kriegskasse aufzuhelfen, weil da am ersten Ersparnisse zu machen waren. Goethe.

Heilquellen und Mineralwässer.

Von Heinrich Kemagen.

Heilquellen oder Gesundbrunnen nennen wir diejenigen wässerigen Quellen, die solche mineralische oder gasartige Stoffe enthalten, oder die mit einer so hohen Temperatur zu Tage kommen, daß sie um des einen oder beider Gründe willen zum Zwecke der Krankenbehandlung benutzt werden.

Diese Benützung, wenigstens als Bäder, ist sehr alt und verliert sich im Dunkel der Geschichte. Schon Herobot, Pausanias und Strabo nennen einzelne solche Heilquellen in Griechenland, so die Grafinosquelle bei Argos, die hochberühmte Kassotis bei Delphi und die Kastalia bei Akrotorinth. Unbekannt aber ist geblieben, wodurch zuerst die Aufmerksamkeit auf die Heilkraft dieser Quellen gelenkt wurde. Möglich, daß die Unabhängigkeit ihrer Temperatur von den sie umgebenden Medien, der eigenthümliche Geschmack und Geruch, das Aufsteigen von Gasen in Form von Blasen oder endlich der Zusammenhang mit großartigen Naturerscheinungen die Aufmerksamkeit in erster Reihe auf sie zogen, oder daß die erste Heilung von Menschen oder Thieren eine zufällige war.

Von dem Leben und Treiben in den griechischen Bädern wird uns gleichfalls nichts berichtet. Auch über das Leben in den altrömischen Bädern stehen die Quellen spärlich. Da sie aber den Satirikern Juvenal, Martial und Anderen Stoff zu Epigrammen geboten haben, können wir uns denken, daß der daselbst getriebene Luxus ebenso vielseitig und raffiniert gewesen, wie heutzutage. Speziell erwähnt finden wir, daß besorgte Mütter ihre erwachsenen Töchter schon damals in die Bäder führten, um sie recht bald des ehelichen Glückes theilhaftig werden zu lassen.

Wie die Römer Alles mit Energie anfaßen und in Bezug auf die Großartigkeit und Massenhaftigkeit ihrer Anlagen schon etwas vom modernen Geist an sich hatten, so erbauten sie auch überall, wohin sie ihre siegreichen Adler trugen, nicht bloß die prachtvollsten Marmorbäder für Waschungen, sondern benutzten auch die entdeckten Mineralquellen auf's Eifrigste. Ihre Hauptquellen befanden sich zwar in Oberitalien und Gallien, aber auch schon Aachen, Mehadia in Thracien (Siebenbürgen) und vielleicht auch schon Mairling waren römische Bäder.

Mit dem Verfall der römischen Herrschaft, mit dem Hereinbrechen der germanischen Völker in die römische Welt verödeten freilich auch diese Sammelplätze der „eleganten Welt“, und in den unsicheren Zeiten, unter dem Getöse der Waffen war keine Zeit für Liebesintrigen. Deshalb sehen wir auch mit dem Abtreten der Römer vom Schauplatz der Geschichte ihre Bäder verschwinden, und nur wenige in den Museen aufbewahrte Marmorbeden und Granitwasen sind Zeugen ihrer vergangenen Pracht. Die germanischen Völker in ihrer ungeschwächten Kraft konnten den Land nicht würdigen und plündernden ihnen diese Geräthschaften einer bis zum krankhaften gesteigerten Weichlichkeit und Leppigkeit? Sie waren ja nie krank, und das Schlimmste, die Wunden, sie wurden mit etlichen Kräutern behandelt.

Erst das späte Mittelalter, als die Germanen schon lange in unbestrittenem Besitz ihrer Länder waren, erinnerte sich auch der Heilquellen und ihrer wohlthätigen Wirkungen, und da waren es vorzugsweise Spaa, Aachen und Wildbad, die sich eines, für jene Zeiten der größten Unsicherheit und des Mangels guter Straßen bedeutenden Besuches zu erfreuen hatten. Dürftig genug mag es in den Bädern damals ausgesehen haben, selbst der nothwendigsten Bequemlichkeit und Vorrichtungen mögen sie bar gewesen sein.

Wie daher erst die Wissenschaft unserer Zeit, die Chemie, durch Untersuchung der heute ungeheurer zahlreichen Heilquellen auf ihre Bestandtheile den Gebrauch derselben wissenschaftlich begründet hat, so war es auch der Neuzeit vorbehalten, den Bädern zu ihrem Glanze zu verhelfen und ihnen eine Be-

deutung zu geben, die selbst nicht immer durch ihren medizinischen Werth gerechtfertigt wird, sondern häufig weit mehr in ihrer Lage, wie in sonstigen Verhältnissen zu suchen ist. Der Charlatanismus, der Humburg hat ja auf dem Gebiete der Heilkunst ganz eigentlich seine Domäne, und die Marktschreierei hinsichtlich der Bäder insbesondere kann nicht besser und schärfer gezeihelt werden, als dies in der Schrift geschehen, die 1861 zu Frankfurt a. M. unter dem Titel erschien: „Der Badeort Salzloch, seine jod-, brom-, eisen- und salzhaltigen Schwefelquellen und die tanninösen, animalischen Aufbäder, nebst einer Apologie des Hazardspiels von Dr. Polycarpus Gasthenger, fürstlich schnadenbergischem Medizinalrathe und Brunnenarzte, Mitglied der aquatischen Gesellschaft, des deutschen Douche-Bereins, des Kasinos und des Kegellubs zu Schnadenberg, sowie vieler anderer gelehrter Gesellschaften korrespondirendem und Ehrenmitgliede uuv.“

Der zuerst auffallende allgemeinste Unterschied der Heilquellen von den gewöhnlichen Quellen ist ihre oft weit höhere Temperatur, die im Ganzen von der Tiefe abhängig ist, aus der sie ihren Lauf zur Erdoberfläche nehmen. Als Mittelwerth aus sehr vielen Beobachtungen erhält man das Resultat, daß in den mittleren Breitegraden bei einer Tiefe von etwa 100 Fuß eine gleiche Temperatur von 8 Grad Reaumur ist und daß um je 120 Fuß Tiefe die natürliche Wärme der Erde und der dieselbe durchdringenden Quellen um je 1 Grad zunimmt. Demnach würde der Ursprung der sehr heißen Quellen — wie die von Burscheid, die Mühlenbadquelle und der Karlsbader Sprudel — in einer Tiefe bis zu 7000 Fuß zu suchen sein. Die Art der fixen Quellenbestandtheile hat auf die Temperatur gar keinen Einfluß, denn man findet sowohl stoffreiche, als auch -arme Quellen mit nahezu derselben Zusammensetzung, die dennoch die äußersten Grenzen der vorkommenden Temperaturen erreichen.

Den Inhalt an fixen Bestandtheilen verdanken die Quellen einem einfachen Auslaugungsprozesse, der unter Mitwirkung von Wärme und Kohlensäure unter einem oft ziemlich hohen Drucke vor sich geht und mit leztgenannten Unterstüßungsmitteln im Stande ist, Gesteine zu zerbröckeln und zu lösen, die wir unter gewöhnlichen Verhältnissen als unlöslich bezeichnen. Den Beweis, daß diese Ansicht die richtige ist, lieferte Dr. Friedrich Adolf August Struve (geboren am 9. Mai 1781 zu Neustadt bei Stolpen in Sachsen, gestorben am 29. September 1840 zu Berlin), der unter Nachahmung der in Wirklichkeit obwaltenden Umstände aus dem von den betreffenden Quellen durchflossenen Gestein fast ganz gleiche Mineralwasser extrahirte.

Schon im Jahre 1560 versuchte Thurneißer, künstliche Mineralwässer herzustellen. Seine Versuche führten indessen ebenso wie die späteren von Hoffmann (1685) und Grosscoy (1724) zu keinem Resultat. Es war dies auch garnicht anders möglich, denn an eine künstliche Nachbildung irgend eines Stoffes kann ja nicht eher gedacht werden, als bis man die Natur des Stoffes kennt. In jenen Zeiten aber und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war eben die chemische Wissenschaft noch ein so unbestimmtes Chaos von Vorstellungen aller Art, und namentlich stand die chemische Analyse noch so sehr in ihrer Kindheit, daß eine richtige Analyse eines Mineralwassers geradezu zu den Unmöglichkeiten gehörte. Was daher vor Struve auf dem Gebiete der Mineralwässer bereits geleistet wurde, datirt aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Struve dagegen erzielte zuerst eine praktische Vollendung der Darstellungsmethode, errichtete auch im Jahre 1815 in Dresden die erste größere Fabrik zur Darstellung künstlicher Wässer. Ihm gebührt also unstreitig das größte Verdienst auf diesem Gebiete, und nach seinem Vorgange wurden denn auch nach und nach in den größten Städten Deutschlands Mineralwasseranstalten errichtet, die größtentheils Zweiganstalten des ersten Struve'schen Establishments waren.

Bei dem Umstande, daß nicht alle Gegenden mit heilkräftigen Quellen gesegnet sind und nur wenige Kranke sich in der glücklichen Lage befinden,

nach dem betreffenden Gesundbrunnen reisen und dort eine Kur gebrauchen zu können, ist der Sieg der Wissenschaft durch die künstliche Bereitung der Mineralwässer ein erfreulicher Fortschritt. Zugleich ist dadurch ein außerordentlich ausgebreiteter Industriezweig von großer Bedeutung geschaffen worden.

Zwar werden die Wässer vieler natürlicher Quellen auch in Flaschen gefüllt versandt, und dies war in früheren Zeiten das einzige Mittel, um auch ferner wohnenden Patienten die Wohlthat der Mineralwasserkur angebeihen zu lassen. Allein im Vergleich mit diesen versandten natürlichen Wässern haben die künstlichen — vorausgesetzt, daß sie in ihrer Zusammensetzung vollkommen sind — einen unzweifelhaften Vorzug. Sobald nämlich die natürliche Quelle aus der Erde tritt, kommt sie mit der Luft in Berührung und verliert sofort an ihrer Beschaffenheit, namentlich durch Entweichen von Kohlensäure. Das hat aber meistens eine halbige Ausscheidung anderer Bestandtheile zur Folge, so daß die Zusammensetzung gleichfalls eine andere wird. Daher müssen Kurgäste das Wasser vorschriftsmäßig so trinken, wie es eben aus dem Erdboden hervortritt. Beim Füllen kann man aber immer nur solches Wasser nehmen, das schon mit der Luft in Berührung gewesen ist und daher einen Anstoß zu der bald eintretenden Veränderung erlitten hat. Dies ist bei den künstlichen Wässern durchaus nicht der Fall. Dieselben werden unmittelbar nach ihrer Fabrikation sofort in Flaschen gefüllt, ohne auch nur im Geringsten mit der Luft in Berührung zu kommen, und daher fällt jede Ursache einer später auftretenden Veränderung weg.

Trotzdem ist im medizinischen wie nichtmedizinischen Publikum vielfach darüber gestritten worden, ob die künstlichen Mineralwässer den natürlichen gleichzusetzen seien, und wie überall, so haben sich auch hier zwei extreme Ansichten geltend gemacht. Die Einen behaupteten, ein künstliches Wasser könne niemals mit einem natürlichen auf die gleiche Stufe gestellt werden; zu diesen gehörten und gehören auch zum Theil noch jetzt hauptsächlich die Brunnenerzte. Die Anderen dagegen stellten die Wirkungen der künstlichen Wässer nicht nur völlig gleich, sondern behaupteten sogar, daß erstere vorzuziehen seien.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ein künstliches Wasser, das in seinen Bestandtheilen vollkommen dem natürlichen gleicht, so daß beide auch nicht die geringsten Verschiedenheiten in ihrer Zusammensetzung zeigen, muß selbstverständlich auch dem natürlichen vollkommen gleichzusetzen sein. Jede Verschiedenheit einer Zusammensetzung dagegen bedingt auch eine Verschiedenheit des Produkts. Betrifft diese Verschiedenheit wesentliche und wirksame Bestandtheile, so wird auch die Wirkung beider Wässer eine verschiedene sein; schwankt jedoch nur der Gehalt an unwesentlichen Bestandtheilen (und deren giebt es in jedem Wasser), so kann füglich von einer eigentlichen Grundverschiedenheit beider Produkte auch nicht geredet werden. Nur deshalb können die künstlichen Mineralwässer nicht in allen Fällen dieselben Dienste leisten, wie der Gebrauch der natürlichen an der Quelle, weil die Veränderung des Aufenthaltes, wie der gewohnten Lebensweise und die Zerstreung der Reize bei vielen Kranken höchst wichtig sind.

Bei der Auswahl der dem einzelnen Krankheitsfälle entsprechenden Quelle ist nicht nur auf das vorliegende Leiden, sondern auch auf die Konstitution des Kranken Rücksicht zu nehmen, auf die Neigung wichtiger Organe zu Erkrankungen. Durch den Gebrauch der Mineralwässer werden hauptsächlich der Verdauungsapparat, die Nieren, Haut und Lungen in Anspruch genommen; es ist deshalb wohl zu erwägen, ob etwa bestehende krankhafte Zustände den Gebrauch des einen oder des anderen Wassers widerathen. Zuweilen kann es sogar nothwendig werden, eine Vorbereitungskur einzuleiten, theils um bestehende, einer Mineralwasserkur hinderliche Zustände zu heben, theils um die Wirkung des Wassers rascher und sicherer zu gewinnen. —

Saidjah und Adinda.

Ein Roman

aus dem Volksleben in Niederländisch-Ostindien.

(Schluß.)

Er kam an Bisping, wo vor vielen Jahren Havelaar gewohnt hatte, vorbei. Aber das wußte Saidjah nicht. Und wenn er es auch gewußt hätte, so waren es doch ganz andere Gedanken, die ihn beschäftigten. Er zählte die Schätze, die er mit nach Hause brachte. In einer Bambusrolle hatte er seinen Paß und seinen Führungsschein. In einem Köcher, der an einem ledernen Riemen befestigt war, schien etwas Schweres fortwährend gegen seine Schulter zu hammeln, aber das fühlte er gern. Man kann sich's denken: In dem Köcher waren dreißig spanische Thaler! Für dieses Geld konnte er wohl drei Büffel kaufen. Was würde Adinda wohl sagen? Und das war noch nicht Alles. Auf seinem Rücken sah man die mit Silber gearbeitete Scheibe eines Kris, den er im Gürtel trug. Der Griff muß wohl aus fein beschnittem Kamoeningholz gewesen sein, denn er hatte ihn sorgfältig in eine seidene Hülle eingewickelt. Und er besaß noch mehr Schätze. Im Wulst seines Lendentittels bewahrte er einen Leibgürtel aus breitem, silbernen Gliedern mit goldener Spange. Der Gürtel war zwar kurz, aber sie war auch so schlank . . . Adinda! Und an einer dünnen Schnur um den Hals trug er auf der Brust einen kleinen silbernen Beutel, in dem sich einige trockene Melattiblumen befanden.

War es ein Wunder, daß er sich in Tangerang nicht länger aufhielt, als er brauchte, um den Bekannten seines Vaters, der so seine Strohhütte flechten konnte, zu besuchen? War es ein Wunder, daß er wenig mit den Mädchen sprach, denen er begegnete, und die ihn fragten: „Wohin, woher?“, wie der Grub in dieser Gegend ist? Daß er sich nicht mehr im Busch verkroch, wie vor drei Jahren, als der Resident vorbeigefahren kam, er, der den viel größeren Herrn gesehen hatte, der in Buitenzorg wohnte? Ist es zu verwundern, daß er wenig Acht gab auf die Erzählungen Derer, die eine Strecke mit ihm gingen und von den Bantankidol'schen Neuigkeiten sprachen? Daß er kaum zuhörte, als man ihm erzählte, daß der Bezirksverwalter Parang-Koedjang's wegen Raubes am öffentlichen Wege zu vierzehn Tagen Arrest im Hause seines Schwiegervaters verurtheilt sei? Daß ein neuer Assistent-Resident gekommen, weil der vorige vor einigen Monaten gestorben sei? Wie der neue Beamte in der ersten Sabah-Versammlung gesprochen habe? Wie seit einiger Zeit Niemand wegen Klage-Erhebung bestraft sei, und wie die Bevölkerung hoffe, daß alles Gestohlene zurückgegeben oder vergütet werden würde? Ihm schwebten schönere Bilder vor. Er suchte den Ketapanbaum in den Wolken, weil er noch zu weit entfernt war, um ihn bei Badoer suchen zu können. Er griff nach der Luft, die ihn umgab, als wollte er die Gestalt, die unter dem Baum seiner warten würde, umklammern. Er zeichnete sich Adinda's Gesicht, ihren Kopf, ihre Schultern. Er sah das glänzend schwarze Haar, er sah ihr großes Auge, das in dunklem Widerschein funkelte, die Nasenflügel, die sie als Kind so stolz bewegte, wenn er — wie war es möglich — sie neckte, und den Mundwinkel, worin sie das süßeste Lächeln bewahrte. Er sah ihren Busen, der jetzt schwellen würde unter der Blouse . . . er sah wie das Kleid, das sie selber gewebt, ihre Hüften eng umschloß und, vom Schenkel herunter in gebogener Linie, längs dem Knie in herrlichem Fluß auf den kleinen Fuß herniederfiel . . .

Endlich sah er den Ketapan. Ober vielmehr, er sah einen dunklen Fleck, den viele Sterne vor seinem Auge bedeckten. Das mußte der Djalibusch sein, bei dem Baum, wo er Adinda am nächsten Tage nach Sonnenaufgang wiedersehen würde. Er suchte im Dunkeln und betastete viele Stämme. Bald fand er eine bekannte unebene Stelle an der südlichen Seite eines Baumes, und er legte den Finger in den Spalt, den Si-panteh in den Baum gehauen hatte, um den bösen Baumgeist zu be-

schwören, der den Zahnschmerz seiner Mutter verursacht hatte. Das war der Ketapan, den er suchte.

Ja, das war der Platz, wo er Adinda zuerst anders als die übrigen Mädchen angesehen, als sie dort nicht an einem Spiel hatte theilnehmen wollen, das sie kurz vorher noch mit all' den Kindern gespielt . . . Dort hatte sie ihm die Melattiblumen gegeben.

Er setzte sich an den Fuß des Baumes nieder und sah zu den Sternen empor. Und so oft er einer fiel, betrachtete er das als einen Gruß zu seiner Rückkehr nach Badoer. Und er dachte: ob Adinda jetzt schläft? Und ob sie die Monde gut in den Reischloß eingeschnitten hat? Es würde ihn sehr schmerzen, wenn sie einen Mond vergessen hätte, als ob er noch nicht lang genug wäre . . . sechsunddreißig! Und ob sie schöne Kleider gemacht hat? Und er fragte sich auch, wer wohl im Hause seines Vaters wohnte? Er erinnerte sich seiner Jugend und seiner Mutter, und des Büffels, der ihn vor dem Tiger gerettet, und er dachte, was wäre wohl aus Adinda geworden, wenn dieser Büffel weniger treu gewesen?

Er achtete genau auf das Untergehen der Sterne, und jedes Mal, wenn ein Stern am Horizont verschwunden war, berechnete er, daß die Sonne wieder näher am Aufgang im Osten, und er selber näher am Wiedersehen seiner Adinda war. Sie würde beim ersten Sonnenstrahl unbedingt kommen, ja, schon in der Dämmerung würde sie da sein . . . Ach, warum war sie nicht schon am Tage vorher gekommen? Es schmerzte ihn, daß sie den Augenblick, der ihm Jahre lang die Seele mit unbeschreiblichem Glanze erhellt hatte, nicht hatte schneller herbeiführen wollen. Und, ungerecht wie er in der Selbstsucht seiner Liebe war, kam es ihm vor, als hätte Adinda schon vorher dort sein müssen, während er sich jetzt darüber beklagte, daß er auf sie warten mußte.

Aber er hatte Unrecht, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Sterne droben verblichen zwar, bekümmert, weil ihre Herrschaft bald ein Ende nehmen sollte . . . zwar flossen seltsame Farben über die Gipfel der Berge, die um so grauer erschienen, je schärfer sie sich gegen den heller werdenden Hintergrund abhoben . . . Zwar flog hier und dort etwas Glühendes durch die östlichen Wolken . . . Pfeile von Gold und Feuer, die hin und her schossen . . . aber sie verschwanden wieder und schienen hinter dem undurchdringlichen Vorhang, der den Tag noch immer vor Saidjah's Auge verbarg, niederzufallen.

Allmählig wurde es heller, immer heller. Schon sah er die Landschaft, und schon konnte er die Wipfel der Klappabäume, unter denen Badoer versteckt lag, unterscheiden . . . dort schlief Adinda!

Nein, sie schlief nicht mehr! Wie sollte sie schlafen können? Sie wußte ja, daß Saidjah ihrer harpte. Gewiß, sie hatte die ganze Nacht nicht geschlafen! Gewiß hatte der Dorfwächter an ihrer Thür geklopft und gefragt, weshalb die Lampe in ihrem Häuschen fortbrannte, und mit lieblichem Lächeln hatte sie gesagt, daß ein Gelübde sie wach hielt, um das Kleid, mit dem sie beschäftigt war, fertig zu weben, weil es vor dem ersten Tage des neuen Mondes fertig sein müsse.

Ober sie hatte die Nacht im Dunkeln verbracht, auf ihrem Reischloß sitzend und mit gierigen Fingern zählend, ob wirklich sechsunddreißig tiefe Einschnitte drin waren. Und sie hatte sich vielleicht absichtlich verrechnet, um nochmals, und nochmals und immer wieder in der herrlichen Gewißheit zu schwelgen, daß wirklich dreimal zwölf Monde vorbeigegangen waren, seit sie Saidjah das letzte Mal gesehen.

Auch sie würde jetzt, da es schon licht wurde, ihre Augen vergebens anstrengen, um die ersten Strahlen der Sonne zu sehen, der trägen Sonne, die weglieb . . . weglieb . . .

Da kam ein bläulich-rother Streifen, der sich an den Wolken festsetzte; die Ränder erhellten sich und erglühten, es begann zu blinken, und wieder schossen Feuerpfeile durch die Luft, aber diesmal fielen sie nicht nieder, sondern blieben am dunkeln Hintergrunde hängen und verbreiteten ihre Gluth in immer größeren Kreisen; sie begegneten einander, sich kreuzend, schlängelnd, wendend, hin- und her-

irrend; und sie vereinigten sich zu Feuerbündeln; sie leuchteten in Goldglanz auf einem Grunde von Perlmutter, und es war roth und blau und gelb, und Silber und Purpur am Horizont . . . Das war das Morgenroth: das war das Wiedersehen mit Abinda!

In Saibjah's Seele war sprachloses Entzücken.

Er wollte nicht nach Badoer gehen. Abinda selbst wiederzusehen, erschien ihm weniger schön als die Gewißheit, daß es bald sein würde. Er setzte sich an den Fuß des Stetapan und ließ seine Augen über die Landschaft schweifen. Die Natur lächelte ihm zu und schien ihm ein Willkommen zuzurufen, wie die Mutter dem heimkehrenden Kinde. Und Saibjah freute sich am Wiedersehen so vieler Pläße, die Zeugen seines kurzen Lebens waren. Aber wie seine Augen und seine Gedanken auch umherschweiften, sein Blick und seine Sehnsucht kehrten immer nach dem Wege, der von Badoer nach dem Stetapan führt, zurück.

Alles, was seine Sinne empfanden, hieß Abinda. Ein's sah er die Schlucht, wo einmal ein junger Büffel hineingestürzt war: dort hatten die Einwohner des Dorfes sich versammelt, um das Thier zu retten, — denn es ist keine geringe Sache, einen jungen Büffel zu verlieren, — und sie waren an Nottenseilen hinuntergeklettert. Abinda's Vater war am tapfersten gewesen . . . o, wie sie in die Hände klatschte, Abinda . . .

Und drüben, im Stoßbusch, war Si-oenah von einem Baum heruntergestürzt und gestorben. Ach, wie die Mutter weinte! „Weil Si-oenah noch so klein sei,“ klagte sie . . . Als ob sie es nicht so traurig gefunden hätte, wenn Si-oenah größer gewesen wäre. Aber klein war er, das ist wahr, denn er war noch kleiner und schwächer als Abinda . . .

Es war Niemand auf dem Wege, der von Badoer nach dem Baume führte. Bald würde sie kommen: O, sicher . . . es war noch so früh.

Saibjah sah ein Eichhörnchen munter am Stamme eines Klappabaumes hin und her hüpfen. Das schlanke Thierchen kletterte unermüdetlich auf und nieder. Saibjah sah es und zwang sich, es zu beobachten, weil das seinen Gedanken Ruhe gab. Bald änzerten sich seine Eindrücke in Worten, und er sang von dem, was in seiner Seele vorging:

„Seht, wie das Eichhörnchen seinen Lebensunterhalt sucht

Auf dem Klappabaum. Hinauf — herunter springt es, links und rechts,

Im Kreis um den Baum; es fällt, klettert, und fällt wieder;

Es hat keine Flügel und ist dennoch flink wie ein Vogel.

Viel Glück, mein Eichhörnchen, ich wünsche dir Segen!

Gewiß wirst du finden die Nahrung, die du suchst . . .

Ich aber sitze allein beim Diatibusch, Und warte auf die Nahrung meines Herzens.

Schon lange ist mein Eichhörnchen gesättigt . . .

Schon längst in sein Nestchen zurückgekehrt . . .

Und noch immer sind Seele Und Herz mir tief betrübt . . . Abinda!“

Es war Niemand auf dem Wege, der von Badoer nach dem Stetapan führte.

Die Sonne stand schon hoch, es wurde heiß.

„Seht, wie die Sonne dort oben glänzt, Hoch über dem Waringihügel!

Sie fühlt sich zu warm und wünscht niedersinken,

Um zu schlafen im Meer, wie in den Armen des Gatten.

Viel Glück, o Sonne, ich wünsche dir Segen, Was du suchst, du wirst es sicher finden . . . Ich aber sitze allein beim Diatibusch Und warte auf Ruhe für mein Herz.

gegen Morgen eingeschlafen. Gewiß, sie hatte seit Wochen nicht geschlafen. So war es! Sollte er aufstehen und nach Badoer gehen? Nein! Es würde scheinen, als ob er an ihrem Worte zweifelte,



Nebel schweemt. Nach dem Gemälde von J. S. Guno.

Schon lange wird die Sonne untergegangen sein, Und schlafen im Meere, wenn Alles dunkel ist . . . Und noch immer werden Seele Und Herz mir tief betrübt sein . . . Abinda!“ Und noch immer war Niemand auf dem Wege, der von Badoer nach dem Baume führt. O gewiß war sie, ermüdet vom Wachen während der Nacht, vom Wachen viele lange Nächte hindurch,

Wenn er den Mann rief, der drüben seinen Büffel nach dem Felde trieb? Der Mann war zu weit. Und Saibjah wollte nicht über Abinda sprechen, sich nicht nach Abinda erkundigen . . . er wollte sie wiedersehen, sie allein, sie zuerst! O gewiß, gewiß, jetzt mußte sie bald kommen. Er würde warten, warten . . .

Aber . . . wenn sie krank wäre, oder . . . todt? . . .

Wie ein angeschossener Hirsch rannte Saïdjah den Weg nach dem Dorfe hinauf. Er sah nichts, hörte nichts, und er hätte doch etwas hören können, denn viele Menschen standen am Wege und riefen: „Saïdjah, Saïdjah!“

Jedoch . . . kam es durch die Eile, daß er Abinda's Wohnung nicht fand? Schon war er das Dorf zu Ende gelaufen, und wie wahnsinnig lehrte er zurück und schlug sich vor den Kopf, weil er an ihrem Hause hatte vorübergehen können, ohne es zu sehen. Doch wieder war er am Eingang, und . . . war es ein Traum? . . . wieder hatte er Abinda's Wohnung nicht gefunden! Er faßte seinen Kopf mit beiden Händen, als wollte er daraus den Wahnsinn, der ihn erfaßte, wegdriicken, und er rief laut: „Betrunknen, ich bin betrunken!“

Die Frauen vom Dorfe kamen aus ihren Häusern und bemitleideten den armen Saïdjah, den sie Alle wiedererkannten. . . .

Von ihnen erfuhr er, daß Abinda's Wohnung nicht mehr bestand. Denn als der Bezirksverwalter ihrem Vater den Büffel genommen, — ich habe Euch gesagt, daß meine Erzählung eintönig ist, — war Abinda's Mutter vor Schmerz gestorben. Ihr Schwesterchen war gestorben, weil es keine Mutter hatte, die es säugte. Und Abinda's Vater fürchtete bestraft zu werden, wenn er seine Grundsteuer nicht bezahlte . . .

Ich weiß wohl, ich weiß wohl, daß meine Erzählung eintönig ist!

Abinda's Vater war ausgewandert. Er hatte Abinda und ihre Brüder mitgenommen. Weil er aber gehört hatte, daß Saïdjah's Vater in Buitenzorg mit Prügeeln bestraft worden, weil er Badoer ohne Paß verlassen hatte, war Abinda's Vater nicht nach Buitenzorg gegangen, sondern er war nach Tjilang-Kahan, dem Lebah'schen Kreis, der am Meer liegt, gereist. Doch hatte er sich in den Wäldern versteckt und auf die Rückkehr Pa-Ento's, Pa-Lontah's, Li-Deniah's, Pa-Ansive's, Abdoel-Jsma's und noch anderer Freunde, die Alle vom Bezirksverwalter ihrer Büffel beraubt waren und sich Alle vor Strafe fürchteten, gewartet. Da hatten sie sich Nachts eines Fischerbootes bemächtigt und waren abgefahren. Sie waren in westlicher Richtung gefahren und hatten das Land rechts liegen gelassen, bis Tavapunt. Von dort aus waren sie gen Norden gefegelt, bis sie Tanah-itam, von den Europäern Prinzeninsel genannt, vor sich sahen.

Dann waren sie nach Osten gefahren, um endlich den Kreis Lampong zu erreichen. So war jedenfalls der Weg, den man einander zuflüsterte in Lebah, wenn die Rede war vom offiziellen Büffelraub oder von rückständigen Grundsteuern . . .

Saïdjah war zu bestürzt, um zu verstehen, was man ihm sagte. Er begriff die Nachricht vom Tode seines Vaters nicht einmal vollständig. Es summete in seinen Ohren, als ob man in seinem Kopf auf eine Pauke geschlagen hätte. Er sprach nicht, er starrte mit erloschenem Blick vor sich hin, ohne zu sehen, wer um ihn und bei ihm war. Endlich brach er in ein wildes Gelächter aus.

Eine alte Frau nahm ihn mit in ihre Wohnung und pflegte den armen Wahnsinnigen. Bald lachte er nicht mehr so fürchterlich, aber er sprach kein Wort. Einige Einwohner von Badoer legten Geld zusammen, um den Skrokolilen des Tjoedjoengflusses ein Opfer zu bringen für die Heilung Saïdjah's, den man für wahnsinnig hielt.

Aber er war nicht wahnsinnig.

Denn in der Nacht im hellen Mondenschein stand er auf und verließ leise das Haus, um den Platz zu suchen, wo Abinda gewohnt hatte. Es war nicht leicht, den zu finden, weil so viele Häuser eingestürzt waren. Dennoch fand er nach langem Suchen die richtige Stelle.

Ja, da mußte es sein . . . dort hatte Abinda gewohnt. Strauchelnd über halb vermoderten Bambus und Stücke des eingestürzten Daches, bahnte er sich einen Weg nach dem Heiligthum, das er suchte. Und er fand wirklich noch etwas wieder von dem Pagger, neben dem Abinda's Bett gestanden hatte, und im Pagger steckte sogar noch der Bambusnagel, woran sie ihr Kleid aufhängte, wenn sie sich schlafen legte.

Aber das Bettgestell war eingestürzt und beinahe vermodert. Er nahm eine Hand voll von dem Staube, preßte ihn an seine geöffneten Lippen und athmete tief.

Am nächsten Tage fragte er die alte Frau, die ihn gepflegt hatte, wo der Reisblock sei, der Abinda gehört hatte? Die Frau war erfreut, weil sie ihn sprechen hörte, und lief im Dorfe herum, um den Block zu suchen.

Als sie Saïdjah mittheilen konnte, wer der neue Besitzer war, folgte er ihr schweigend, und zählte, als er beim Reisblock angelangt war, darauf zwei- unddreißig Einschnitte . . .

Dann gab er der Frau so viel spanische Thaler, wie man zum Kauf eines Büffels braucht, und verließ Badoer. In Tjilang-Kahan kaufte er ein Fischerboot. Nach einigen Tagen kam er in dem Kreis Lampong an, wo die Aufständischen gegen die Niederländische Herrschaft kämpften. Er schloß sich einer Truppe Bantammer an, nicht sowohl, um mitzukämpfen, als vielmehr um Abinda zu suchen. Denn er war von sanfter Natur und mehr empfänglich für Schmerz als für Haß.

Eines Tages, als die Aufständischen wieder eine Niederlage erlitten hatten, irrte er in einem Dorfe umher, das eben von den niederländischen Truppen genommen war und folglich brannte. Saïdjah wußte, daß die Truppe, die dort besetzt worden war, größtentheils aus Bantammern bestanden hatte. Wie ein Geist irrte er in den noch nicht völlig niedergebrannten Häusern umher, und er fand die Leiche von Abinda's Vater mit einer Kiewang-bajonettwunde in der Brust. Neben ihm sah Saïdjah die drei ermordeten Brüder Abinda's, Jünglinge, fast noch Kinder.

Und ein wenig weiter lag die Leiche der Abinda, nackt, abscheulich entstellt . . . Ein schmales Stückchen blauen Tuches war in die klaffende Brustwunde, die einem langen Widerstande ein Ende gemacht zu haben schien, eingedrungen.

Da lief Saïdjah den Soldaten entgegen, die mit gefällten Bajonetten die noch lebenden Reiterer in die Feuersbrunst trieben. Er umfaßte die breiten Schwertbajonette, drang mit aller Kraft vorwärts und drängte die Soldaten noch mit einer letzten Anstrengung zurück, als seine Brust die Todeswunde empfing . . .

Und kurz nachher war zu Batavia großer Jubel wegen der neuen Siege, die den Lorbeeren der niederländisch-indischen Armee soviel neue hinzugefügt hatte. Der Landvogt depeßirte nach dem Mutterlande, daß die Ordnung im Lampong'schen wieder hergestellt sei. Und der König der Niederlande belohnte auf Antrag seinen Staatsdiener, der so viel Heldennuth gezeigt, mit vielen Orden.

Und in der Sonntagskirche oder in der Beistandstempel stiegen aus den Herzen der Frommen Dankgebete zum Himmel empor, weil der „Herr der Heerschaaren“ wieder unterm niederländischen Banner mitgekämpft hatte. —

Stromtreiben.

Von Franz Diederich.

Die Nacht hängt unterm Sternennall,
Stumm überfleckt von Wolkenballen.
Rings aus der Stadt gedämpftes Schallen.
Der Strom rauscht dumpf am Brückenwall.
Die Brücke schwankt. Die Wagen rollen.
Hohl jeder Schritt im Wiederhall.
Die Wogen drängen schwer und schwall,
Die durch die Brückenbogen sollen.

Am Uferbollwerk schwarz-geduckt,
Stromlängs gereiht, die großen, todten
Lastkähne ruh'n. Auf Deck der rothen
Signallaternen flackern zuckt.
In schmalen Schleiern tief in's Wasser
Sinkt zitternd ihrer Röhre Schein,
Und da und dort mischt weiß sich ein
Dom Straßenlicht ein silberblaffer.

Draufimmernd durch den Spiegel spült
Der vollen Stromfluth Wogentreiben;
Kein Halt, kein Zaudern und kein Bleiben,
Träg-ewiges Bewegen wühlt.
Ein Schieben willenloser Massen
In vorbestimmter Uferbahn —
Wie oft die Augen niederseh'n,
Durchbebt knirschend mich ein Hassen!

Schrittmüde schlurfen mir vorbei
Hohlängig schweigende Gestalten,
In zwangbeherrschtem Bett gehalten
Schleicht ihrer Tage Einerlei.
Nacht übergähnt ihr Kraftentspannen,
Und nur zuweilen spärlich fällt
Erborgtes Licht in ihre Welt,
Doch dunkel treibt die Fluth von dannen.

Und du bist reich, du volle Fluth,
Und Gelder giebt es, durstig stöhnend —
O sänden, Dämme überdröhnend,
Die Dürstenden dein Segensblut!
Erlösung ist dein Krafterkennen,
Heilsbotschaft bängster Zeitenfrist —
Wann zeigt Du brausend, daß du's bist?
Der Aecker Furchenadern brennen . . .

Der Herr Rittmeister.

Novelle von Theodor Dümichen.

Gewiß, die Wilsdruffer Vorstadt ist nicht die feinste Gegend Dresdens, aber der Platz ist hübsch; von Biersträußern und Bännen umgeben, liegt er am Ende der Annenstraße, dem alten Kirchhof gegenüber, wo der Weg nach Plauen geht. Ein Kinderspielfeld: ein großer Gartenrund, hinter einem forbarigen Eisengitter, mit einem schönen Springbrunnen in der Mitte, der eine starke Wassersäule gerade in die Höhe sendet, während vom Rande des Rundsbeckens her steinerne Frösche und Eidechsen in dasselbe hohe Becken dünne Wasserstrahlen speien, die, in der Sonne sich kreuzend, laut plätschernd, sprühend, funkelnd, Millionen von blinkenden Diamantentropfen über den grünen Rasen säuben, wenn sie der Wind leise durcheinander weht. Um das Gitter ein breiter runder Weg, den wieder schöne, alte Bäume mit dichten Kronen und hohes Gebüsch umschließen.

Von der Straße her dringt der Lärm der Pferdebahn und der Wagen nur gedämpft herein. Es ist friedlich hier.

Ein Herr in einem recht bequemen, aber eleganten Anzug aus englischem Plaidstoff sitzt auf einer der langen, runden Bänke, die, der Biegung des Weges folgend, mit den Lehnen nach dem Strauchdickicht zu aufgestellt sind, das den Platz von der Straße scheidet. Er sieht nachdenklich dem Spiel der Wasser, dem Spiel der Sonne im Gezweig und dem Spiel der Kinder auf dem Sandhaufen zu. Die sind nicht elegant, garnicht, die meisten sehen blaß aus und haben merkwürdig große Augen. Sie tragen kleine, dicke Bänche auf dünnen Beinchen, und das Spielgeräth, mit dem ihre Mütter sie ausgerüstet haben, besteht aus abgebrochenen Blechlöffeln, alten Topfdeckeln und dergleichen. Ein kleiner arbeitet mit einem „silbernen“ Präsentirtbrett aus Eisenblech, das augenscheinlich aus der Puppenstube seiner Schwester stammt. Er wird von den Spielern allgemein bestaunt und — beneidet, er fühlt sich auch und macht ein Gesicht wie ein Bankdirektor, der seinem Aufsichtsrathe eine besonders hohe Dividende verkündet.

Der Herbstnachmittag ist auffallend warm. Der Herr hat seinen großen, weichen, schwarzen Filz neben sich auf die Bank gelegt.

Auf seiner Stirn hat sich eine tiefe Falte eingegraben: in der Sonne bläulich schimmernd zieht der Rauch seiner Zigarre durch die noch goldenen Blätter, neben ihm aber flüstert ein Stimmchen: „Mich hat Hunger“, und ebenso leise antwortet ein anderes: „Schät — der Herr, Mama muß ja gleich kommen.“

Ein größeres, etwa neunjähriges Mädchen bemuttert zwei Geschwister: eine kleine Schwester von fünf Jahren und ein Brüderchen, das im Kinderwagen liegt. Die Große schickt die Schwester, die mit dem Finger im Munde stumm vor ihr steht, jetzt wieder nach dem Sandhaufen zu den Anderen. „Spiele noch ein bißchen, Pieschen, geh.“ Die betäubten Augen der Kleinen lassen wirklich befürchten, daß das „Mich hat Hunger“ sich wiederholen und die Große kompromittiren könnte.

Die Kleine tröstet sich, ihre Schwester sieht besorgter aus.

Während der ganzen Zeit hat sie nicht aufgehört, mit den Fußspitzen den Kinderwagen hin und her zu schieben, während sie gleichzeitig emsig an einem Strumpfe strickt.

Der Herr hat sich jetzt erhoben und seinen Hut aufgesetzt. Er tritt an den Kinderwagen heran, um sich das Brüderchen zeigen zu lassen. Es fällt ihm auf, wie sauber das Bettzeug ist. Auf seine Frage hat die Große geantwortet: „Ja, Paulchen ist krank gewesen.“ Doch der Fremde hat die Antwort wohl kaum gehört, stumm und sinnend betrachtet er das wachsbleihe Gesichtchen auf dem Kissen. Merklich flug, fast unheimlich wissend, sieht es aus. Und die Augen! So ernst blicken nur ganz junge Kinder an. Der Sinnende überhört einen leisen

Schritt und fährt erst auf, als dicht neben ihm Jemand stehen bleibt und ein Frauenkleid ihn streift. Es ist die Mutter der drei Kleinen, die ihn fragend ansieht. Er giebt ein paar Worte der Erklärung, die sie etwas müde lächelnd, ruhig und sicher, entgegennimmt. Auch die Mutter ist außerordentlich sauber gekleidet. Sie hat sehr feine Züge, die aber durch Sorge gelitten haben. Die Frau sieht verschliffen aus, abgetragen, verbraucht durch Kummer und Sorge.

Der Herr zieht sich mit einer Verbeugung zurück, nimmt seinen Platz am äußersten Ende der langen Bank wieder ein und sieht nach der entgegengesetzten Richtung. Aber er hört doch die leisen Worte der Mutter: „Ich soll morgen wiederkommen, die Herrschaften waren nicht zu Hause.“ Und er fühlt fast den Senfzer, der leise aus der Brust der Tochter, der Leidensgenossin, der neunjährigen Kameradin, aufsteigt. „Pieschen hat solchen Hunger, und für Paulchen ist gar keine Milch mehr da.“

„Ja, essen müssen wir etwas,“ antwortet die Mutter wieder. „Ich gehe nach dem Leihamt, warte hier, Du kannst dann gleich Brot und Milch holen.“

Die Frau eilt davon, sie geht an der linken Seite der Maternistraße hinab, sie dreht sich nicht um und bemerkt auch nicht, daß der Fremde vom Sternplatz ihr folgt und hinter ihr in das große Haus eintritt, in dem unten eine Polizeiwache und die städtische Sparkasse, oben das städtische Leihamt untergebracht sind.

„Annahme der Pfänder“ steht an der Thür, die zu einem großen Saal führt. Drinnen ist der Raum für das Publikum durch einen langen fortlaufenden Zählisch von dem abgesperrt, wo die Beamten an ihren Pulken sitzen oder stehen. Der für die Gold- und Silbersachen ist nicht da. Er hat wohl die Bureauezeit — sie dauert Nachmittags von halb vier bis sechs Uhr — mit einer Privat-erledigung begonnen.

Die Frau tritt in einen kleinen Holzverschlag, der oben und nach der Seite des Zählisches offen, diese Reichen unter den Nothleidenden vor allzu neugierigen Blicken der Anderen einigermaßen schützt. Der Verkehr in Kleidungsstücken, Betten usw. geht offen über den Zählisch weg.

Der Herr Beamte läßt lange warten. Nach einer halben Stunde kommt er endlich an. Er hat es garnicht eilig, ordnet sehr zwanglos seinen Anzug, pugt seine Brille und wendet sich endlich mit einem kurzen „Na?“ an die Frau. Sie streift von der schmalen Hand einen Trauring, und über das Gesicht des Beamten zieht ein schadenfrohes Lächeln: er trägt keinen Trauring. Schadenfreude ist die reinste Freude. Behaglich nimmt der Biedermann den Ring auf und wirft ihn in eine große Waagschale. Kurz darauf tritt er an sein Stehpult und ruft über die rechte Schulter zurück: „Vier Mark“. Die Frau sagt nichts. Der Mann macht eine Notiz und wirft ihr eine Blechmarke zu. Sie nimmt sie, verläßt den Verschlag und geht nach der Kasse, die nach der anderen Seite zu liegt.

Der Beamte sieht jetzt fragend den Fremden an, der, um von der Frau nicht gesehen zu werden, außerhalb des Verschlages rechts am Zählisch stehen geblieben ist: er zieht seine Uhr und reicht sie dem Namen hin. Nach eingehender Prüfung und nachdem er auch die Uhr und die dazu gehörige Kette gewogen hat, sagt er etwas freundlicher von seinem Pulte aus: „Hundert Mark?“

„Hundert Mark für Beides? Nur hundert Mark?“ antwortet der Gefragte überrascht. „Uhr und Kette sind sehr werthvoll.“

„Ja, wissen Sie, mer leihen hier doch nur druff, um nach unserer Taxe, verstehen Sie, wollen Sie be hundert Mark oder wollen Sie se nich?“ sagt der Beamte empört.

„Danke, nein,“ antwortet der Fremde, steckt seine Uhr wieder ein und wendet sich kurz um. Alle Beamten an den Nachbarpulken blicken erstaunt auf,

während er, sich aufmerksam umsehend, als wolle er das ganze Lokal mit allen Einzelheiten sich in's Gedächtniß prägen, den Saal verläßt.

Auf dem Gange wird er durch eine Ansprache aufgehalten. Ein junger Mann mit einem scharf-geschnittenen, blassen Gesicht, in dem große Augen funkeln, geht neben ihm her und sagt mit leisem Lachen: „Sie sind wohl auch nur Studirens halber auf das Leihamt gekommen?“

„Wieso?“ fragte der Andere zerstreut.

„Na, sonst hätten Sie doch die hundert Mark genommen, ganz egal, was Ihr Chronometer werth ist.“

„Ach so. Weshalb giebt man eigentlich so wenig? Vier Mark für einen Trauring, der doch mindestens zwanzig Mark werth ist — hundert Mark auf Uhr und Kette, die über tausend gekostet haben. Das nimmt doch der an sich so menschenfreundlichen Einrichtung viel von ihrem Werth.“

„Eins nach dem Anderen,“ sagte der Andere mit einem Lächeln um den boshaften Mund. „Erstens, aus Menschenfreundlichkeit bestehen solche Einrichtungen nicht, es lohnt man nimmt unten in der Sparkasse von den ganz kleinen Leuten Geld zu drei Prozent und leihst es oben den noch kleineren gegen unbedingte Sicherheit zu neun. Zweitens, daß man die Pfänder jetzt sehr niedrig taxirt, geschieht, damit der Wohlstand der unbemittelten Klassen bis zu den Neuwahlen erheblich wachse. Im Sommer läuft doch das Mandat des Reichstages ab, und da wird dann kurz vorher „an der Hand von Zahlen“ nachgewiesen, daß der Umsatz der städtischen Leihämter beispielsweise in den letzten drei Quartalen stetig und zwar um so und so viel monatlich gefallen ist, ein schlagender Beweis, daß es diesen Leuten geradezu von Monat zu Monat besser geht.“

„Was Sie nicht sagen,“ antwortete der Andere.

„Verlassen Sie sich darauf, ich halte mich nämlich hier auch häufig Studirens halber auf. Uebrigens: der berühmte Roderich Northmann erlaubt wohl, daß sich ihm ein ganz kleiner Kollege vorstellt? Doktor von Leermann.“

„Doktor von Leermann?“

„Jawohl, der rothe Leermann, Ihr ergebener Diener.“

Northmann reichte ihm die Hand, schüttelte sie kräftig und sagte: „Ich freue mich aufrichtig, Sie kennen zu lernen. Ich habe natürlich viel von Ihnen gehört. Von uns Beiden sind Sie jedenfalls der Berühmtere. Hoffentlich sehen wir uns wieder. Jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich möchte wissen, wer die Frau da ist.“

Sie waren während der Unterhaltung zusammen die Treppen herabgestiegen und in's Freie getreten: in ziemlicher Entfernung schon schritt die Frau, elastischeren Schrittes als vorher, dem Sternplatz zu, um ihren Kindern Geld zu bringen.

„Ah,“ sagte Doktor von Leermann, der den Augen des Anderen gefolgt war, überrascht. „Schon wieder.“ Ein Schatten zog über sein Gesicht, dann fuhr er fort: „Sparen Sie sich die Mühe, dieser Führte zu folgen: mein Ehrenwort, daß die Frau trotz ihrer Lage keinerlei Wohlthat oder Hilfe von Ihnen annehmen würde. Und darum handelt es sich doch, ich kenne Sie, wie Sie sehen. Aber es ist, wie gesagt, völlig vergeblich. Sie nimmt nicht einmal von mir etwas an, und ich bin ihr nahe verwandt.“

„Sie?“ rief der Andere erstaunt.

„Allerdings. Sie ist eine geborene von Heiden-Linden, nur läßt sie das von Heiden weg und nennt sich einfach Linden. Den Namen des Mannes, von dem sie geschieden ist, darf man vor ihr nicht einmal nennen, und auch das ist ein stolzer Name, und der Mann spielt eine große Rolle.“

Northmann sah der Davonschreitenden noch einmal nach. Er gab seinen Plan auf.

Die beiden Herren schritten gemeinsam weiter.

„Sicher haben Sie Recht, gnädige Frau. So lange eine Frau liebt, ist ihr schlechterdings kein Opfer zu groß. Insofern halte ich die Einwände der Herren, daß auch die moderne Frau berechnend, kalt und womöglich noch egoistischer wäre als der moderne Mann, für unhaltbar. Einer wirklichen Liebe opfert die Frau Alles. Natürlich giebt es auch gefühllose und egoistische Frauen, namentlich in den oberen Schichten. Aber die lieben eben nicht. Deshalb sollten sie auch? Sie werden ja auch nicht geliebt, wenigstens nicht von ihren Männern. Die Ehe ist eine Institution, also heutzutage ein Geschäft — auf beiden Seiten. — Dem Mann ihrer Liebe aber bringt die Frau in der That jedes Opfer, in allen Schichten, nur daß es, wie gesagt, je höher hinauf, desto seltener ihr Mann ist, und aus den angeführten Gründen ihr Mann sein kann, den sie liebt.“

Diese Unterhaltung der Frau vom Hause mit dem berühmten Romaniker Moderich Northmann begann die Gesellschaft etwas unruhig, etwas bedenklich zu machen. Es giebt eben Dinge, die sind, über die man aber nicht spricht. Und es giebt Vieles,

was man thut, wozu man sich aber nicht bekennt. Das Thun ist lässliche Schwäche — das Bekennen ist Todssünde.

„Aber bleiben wir doch nicht bei dieser einen Seite unserer Streitfrage,“ unterbrach den Redenden Frau Rechtsanwältin Doktor Schummerich, „unzweifelhaft hat unsere geistvolle Frau von Bärensprung so weit Recht: der Opfermuth der Liebenden ist ohne Grenzen. Ich möchte sogar bestreiten, was die gnädige Frau einräumt: daß aus betrogener Liebe immer Haß entstehen werde, und daß die Frau, die am heißesten geliebt habe, auch die rachsüchtigste Frau werde. Entsetzendes Dulden ist bei der Frau, wenigstens bei uns in Deutschland, auch dann noch die Regel.“

„Entsetzendes Dulden,“ sagte Northmann nachdenklich. „Um häufig auch schweigende Verachtung. Die Frau kann viel gründlicher verachten, als der Mann, so daß sie den Glenden ihres Zornes und ihrer Rache für völlig unwerth hält. . . Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen. . . wenn die Herrschaften erlauben.“

„Aber bitte, bitte, Herr Northmann,“ rief es

von allen Seiten, und „Das ist ja reizend von Ihnen,“ sagte die Frau vom Hause. „Wir bekommen heute sicher ein verspätetes Souper. Als Comité sind unsere Herren schrecklich, nicht wahr, meine Liebe?“ fügte sie hinzu, indem sie sich an Frau Doktor Schummerich wandte, und fuhr dann, wieder zur Gesellschaft gewandt, fort: „Rücken wir zusammen und ehren wir unseres berühmten Erzählers Güte durch lautlose Andacht. Wer noch eine Tasse Thee haben will“ — sie deutete auf das durch ihr Klingeln herbeigerufene Mädchen — „der möge solches anbringen, zur rechten Zeit und am rechten Orte, nachher aber sich jeder Störung enthalten.“

Moderich Northmann war noch ein wirklicher Erzähler, die immer mehr aussterben in dieser Zeit der Druckerchwärze und des papiernen Stils. Man hörte aus seinem Munde häufig ein kleines Kunstwerk von unendlichem Reiz, wie man es in der Literatur unter dem Strich und auch in Büchern nur selten antrifft, und hier in diesem Hause, zu dessen Intimsten er gehörte, war das wohl bekannt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Ueberschwemmt. Anfang März. Wie der Gluthauch einer Gasse ist der Südwind dahergefahren, hinter ihm her rinnen die Wässer. Von den Bäumen tropft und fläut es, es glückt und klingt: Zu Thal, zu Thal! Die blanke Eisdecke des Flusses ist weich geworden, ein dumpfes Krachen in den Tiefen, die Eisdecke zerfließt, und aus den Spalten springt das Schneewasser. Eine Eisgasse wird unruhig, sie stößt an eine andere, die Bewegung setzt sich fort; bald ist ein ganzes Geschwader im Abgehen. Muthwillige giebt es darunter: sie springen über zwei, drei Vordermänner hinweg, stellen sich auf den Kopf und schlagen einen Purzelbaum. Ein Anrücken und Draußen erfüllt die Luft, Krachen tönt hinein; das Eis ist im Abgehen. Bis zu den Uferändern steigt die Fluth, über jede niedrigere Stelle schwappen die Wässer und füllen die Niederungen. Aus dem Fluß ist ein See geworden, durch den ein Gießstrom schießt. Und schon melden sich mit kixendem Schrei die Möwen; Meerichwalben nennt man in Mitteldeutschland diese Frühjahrsgäste. — Das ist die Situation, die unser heutiges Bild zur Anschauung bringt. Das kleine Haus mit dem hohen, vermoosten Dach ist durch die Frühjahrswässer vollständig abgeschnitten worden. Bis in den Schuppen ist die Fluth gedrungen, schon ist das aufgestapelte Brennholz ins Rollen gekommen. Eine eigentliche Gefahr droht für das Haus und seine Bewohner noch nicht. Aber der vorsichtige Hausvater trifft Vorkehrungen, untersucht seinen Kahn, das einzige Rettungsmittel, wenn der angeschwollene Fluß auch hinter dem baummüthigen Hause das Ufer überschreiten sollte. —

Das Zurichten und Färben der Rauchwaaren. Wenn ein Fremder zum ersten Mal nach Leipzig kommt und den Brühl besucht, wird er erstaunt sein über die vielen Rauchwaarenhandlungen, die ihm dort vor Augen kommen. Noch mehr wird er aber erstaunen, wenn er das Leben und Treiben im Brühl während der Messen, hauptsächlich während der Ostermesse beobachten kann. Da sind Rauchwaarenhändler aus fast allen Naturländern der Welt anwesend. Da wird gehandelt und getauscht. Kollwagen, hochbeladen mit rohen Fellen, fahren an, Wagen der Zurichtereien bringen fertige Waaren und fahren rohe wieder ab. Leipzig ist seit Jahrhunderten die Metropole für den Pelzhandel. Millionen sind in Form von Rauchwaaren hier stets aufgestapelt. Sie kommen roh hier an, und der größte Theil wird im zugerichteten Zustande wieder an die Kürschner und Pelzfabriken verschickt.

Was Leipzig für den Rauchwaarenhandel, das sind die Orte der Leipziger Umgegend für die Zurichterei und Färberei von Rauchwaaren: Markranstädt, Lindenu, Nötha, Schkenditz, Taucha, Weißenfels. Der weitaus größte Theil der in den Handel kommenden fertigen Rauchwaaren wird hier zugerichtet.

Was heißt nun Zurichten? Das heißt, die Felle aus dem rohen Zustande im Haar und Leder so weit zu bringen, daß sie zu Pelzen, Muffen, Kragen, Mägen und dergleichen verarbeitet werden können. Es giebt nur zwei Hauptmethoden der Zurichtung; entweder wird das Fell gewalzt oder es wird „aus dem Rassen“ zugerichtet. Aus dem Rassen werden meistens die Felle zugerichtet, für die sich das Walzen nicht eignet. Es sind dies australisches und amerikanisches Opoffium, Zobel, Luchse, Füchse, Wölfe, Vären, Schuppen (Wachbar), Wallabi (Känguruh).

Bei dieser Methode wird folgendermaßen vorgegangen: Die Felle werden mit Wasser bestrichen, in nassen Sägespähn eingelegt, anderen Tages herausgenommen, geschneidert (fleischen heißt, mit einem Eisen das Fleisch vom

Leder entfernen), zwei- bis dreimal mit der sogenannten Schnellbeize, einer aus Wasser, Salz, Schwefelsäure und Salmiakgeist bestehenden Flüssigkeit, gebeizt. Dierauf werden die Felle getrocknet, und das Leder mit einem Gemenge aus Wasser, Mehl, Butter und Thran geschmiert. Nun werden die Felle „geläutert“. Sie kommen zu diesem Zwecke zusammen mit Sand und Sägespähn in große Blechtönnen, die durch Holzfohlenfeuer erwärmt und durch Dampf- oder Wasserkraft getrieben werden. Nach dem Läutern wird Sand und Sägespähn wieder aus den Fellen entfernt, diese werden im Leder mit Seifenwasser bestrichen und anderen Tages beschnitten. Beschnitten heißt, das Fleisch, das sich noch im Leder befindet, mit scharfen Eisen herunterschneiden. Dann wird das Leder vor einem stumpfen Eisen durchgearbeitet, getrocknet, nochmals geläutert und fertiggemacht.

Schaffelle, Kanin, Scheitelaffen u. A. werden nicht in nassen Spahn eingelegt, sondern in Wasser eingeweicht; die übrigen Arbeiten sind so ziemlich dieselben, wie bei den vorher angeführten Fellorten.

Das Walzen hat den Zweck, die Felle schneller fertig zu stellen, als es bei der Arbeit „aus dem Rassen“ möglich wäre. Das Walzen geschieht durch große Holzhämmer oder in Sturzelwalzen, die durch Dampf- oder Wasserkraft getrieben werden. Ein gewalktes Fell braucht nicht geschneidert und gebeizt zu werden, es wird nach dem Walzen geläutert, bestrichen und kann anderen Tages gleich beschnitten werden. Die übrigen Arbeiten sind dieselben, wie bei der Methode „aus dem Rassen“. Gewalt werden hauptsächlich folgende Sorten: Viber, Wisam, Iltis, Nerz, Stunks, Ottern, Kagen, Hunde, Murrel u. A. Viber und Wisam werden erst „aus dem Rassen“ gearbeitet und dann gewalzt. Verschiedene Fellorten, die sehr starkes Leder haben, müssen dünn gefalzt werden; es sind dies: Viber, Wisam, Schuppen, Vären, Tiger, Panther, Leoparden, Ottern.

Das Zurichten ist nicht immer in der heute bestehenden Form vor sich gegangen. Früher richtete jeder Kürschnermeister seine Waare selbst mit seinen Leuten zu. Das geschah natürlich in der primitivsten und auch in der gemüthlichsten Weise; denn erstens fehlten die heute existirenden Hilfsmittel, wie Schnellbeize, Walk-, Läutertönnen und verschiedenes Andere. Zweitens hatten diese Leute nicht nöthig so intensiv zu arbeiten wie jetzt, es wurde lange nicht so viel Pelzwerk getragen wie heute, und dann hatten sie auch den ganzen Sommer Zeit, ihre Waare zurichten.

Heute ist das anders. In der Pelzbranche hat sich, wie in anderen Branchen, eine großartige Revolution vollzogen. Die mächtigen Pelzfabriken und Konfektionsfirmen haben die kleinen Kürschnermeister in den meisten Fällen verdrängt, oder sie zu Händlern degradirte. Der kleine Meister kann die meisten Artikel nicht so billig herstellen, als er sie aus den Fabriken bezieht. Infolge dieser Umwälzung mußten naturgemäß auch für das Zurichten andere Formen und ein schnelleres Herstellungsverfahren geschaffen werden; so wird nun das Zurichten fabrikmäßig betrieben.

In noch schnellerem Tempo als die Zurichterei hat sich die Rauchwaarenfärberei entwickelt. Die Färbereien befinden sich fast ohne Ausnahme in den Händen von Großkapitalisten.

Warum werden nun eigentlich die Rauchwaaren gefärbt?

Ereits, um den Sorten, die im naturlichen Zustande nicht gut verarbeitet werden können, ein schönes Aussehen

zu geben, z. B. Murrel, Opoffium, Wallabi, Sealsh, Persianer (und andere Schaffellarten); zweitens, um für die theure, echte Waare eine billige Imitation zu schaffen. Es werden imitirt: Nerz durch Murrel, Sealsh durch Wisam und Kanin, Iltis und Stunks durch amerikanisches Opoffium, Schwarzfuchs durch den billigeren Griesfuchs, Seehund durch Murrel.

Erwähnenswerth ist noch die Viberimitation. Dazu werden benutzt: Nutria (Sumpfsiber) und Schuppen (Wachbar). Diese beiden Sorten werden aber nicht durch Färben, sondern durch andere Manipulationen dem Viber ähnlich gemacht.

Da es nun für den Nichtfachmann sehr schwierig ja meistens unmöglich ist, die echte Waare von der Imitation zu unterscheiden, so ist beim Einkauf Vorsicht an die Hand zu geben. Ein reeller Geschäftsmann wird ja stets die Imitation für das verkaufen, was es ist. Da es aber besonders in dieser Branche auch massenhaft unredliche Geschäftsleute giebt, so frage man beim Einkauf stets, ob die Waare echt oder imitirt ist. Kauft man sie für echt und es stellt sich das Gegentheil heraus, so ist der Verkäufer strafbar.

Um den geehrten Leserinnen einen kleinen Ueberblick über die theuren und billigeren Sorten zu geben, sei das Nachfolgende hierhergeleitet. Die theuren Sorten sind: Seecotta (Kamtschatkaviber), Schwarz- und Mauthsch, Zobel, Sealsh, Baummarbler, Vierschaf, Viber, Luchse, Persianer, Breitschwänze, Tibet, Krimmer. Zu den billigeren Sorten zählen: Nutria, Stimmarder, Nerz, Iltis, Wisam, Murrel, Wallabi (Känguruh), verschiedene Schaffellorten, australisches und amerikanisches Opoffium, Kagen, Kanin, gefärbter Polarhase.

Für die Arbeiterfamilien kommen ja die theuren Sorten nicht in Betracht, denn da ist in der Regel der Geldbeutel nicht gefüllt genug, um sich derartige theure Sachen anzuschaffen. Es giebt aber auch unter den billigeren Sorten einige, die sehr haltbar sind und schön aussehen, und deswegen empfehlenswerth sind. Es sind dies: Wisam naturll und gefärbt, Kanin und Kage gefärbt, und für Ten, der etwas mehr daran wenden kann, Nerz und Iltis naturll.

Vor gefärbtem Polarhasen sei aber ein Jeder gewarnt, das Zeug ist zwar sehr billig, ist aber nicht das Rauchhauftragen werth.

Zum Schluß seien noch einige Rathschläge gegeben, betreffs der Behandlung der Pelzwaaren. Ist ein derartiger Artikel nah geworden, so hänge man ihn nicht an den heißen Ofen, sondern lasse ihn langsam trocknen, möglichst an der Luft. Um Mottenfraß zu verhindern, klopfe man die Pelzwaaren möglichst jede Woche und hauptsächlich im Sommer; das ist besser als alle in den Zeitungen angepriesenen Mottenmittel. —

Selbstsucht.

Wo sich nur das eig'ne Interesse rührt, Mich wird eine andere Sprache geführt, Was gestern ein Lohp war für die Frau Vase, Heut' ist es eine etruskische Vase.

Dostmann v. Hallersleben.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.